Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 339. **Dienstag** den 6. Juli 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 6. Juli.

Kurz und bündig hat in der gestrigen Nummer des Amtsblattes des Reichs-Postamts Herr **v. Podbielski** bekannt gemacht: „Ich habe heute die Geschäfte des Staatssecretärs des Reichs-Postamts übernommen." Man könnte nun ruhig von seinen Leistungen die Beweise für die Zweckmäßigkeit seiner Berufung erwarten, wenn nicht immer wieder lahme Erklärungsgründe für die Vortrefflichkeit gerade dieser Wahl angeführt würden. Nachdem die „Nordd. Allgem. Ztg." einiges Unstichhaltige über die Vorzüge der Sachunkenntniß vorgebracht, schreibt jetzt ein westdeutsches Blatt, ohne übrigens selbst die von ihm gegebene Erklärung als einleuchtend zu bezeichnen, das Folgende:

„Den Hauptgrund der Ernennung theilt die „Norddeutsche" nicht mit, sie deutet ihn aber an. Wie wir erfahren, würde die Ernennung eines postalischen Fachmannes zahlreiche Rücktrittsgesuche und Verschiebungen in den Postämtern zur Folge gehabt haben; dies sollte um jeden Preis vermieden werden, damit die hervorragenden, unter Stephan herangewachsenen Elemente dem Staat erhalten blieben."

So viel Worte, so viel Ungereimtheit. Weil es mehrere unter Stephan herangewachsene hervorragende Persönlichkeiten gab, sollte keine von ihnen an die Spitze des Ressorts gestellt werden! Im Heere kennt man diese Erwägungen nicht und zeigt noch weniger die in den angeführten Sätzen zur Schau getragene Angst vor Abschiedsgesuchen. Bis jetzt weiß man nur, daß fast gleichzeitig mit dem Eintritte des Generals v. Podbielski in sein neues Amt eine unter Stephan gebildete Kraft, Unterstaatssecretair Dr. Fischer, einen längeren Urlaub angetreten hat, wie er Rücktritten vorauszugehen pflegt. Obgleich gestern das officiöse Telegraphenbureau mit derselben Kürze und Bestimmtheit, mit der Herr v. Podbielski seinen Amtsantritt meldet, die Nachricht der „Freis. Ztg." von einer längeren Beurlaubung Dr. Fischer's dementirte, berichtet die „Post" in ihrer gestrigen Abendausgabe:

„Generallieutenant von Podbielski, der hier eingetroffen und im Hotel des Offiziervereins abgestiegen ist, hat heute die Geschäfte als Staatssecretair des Reichspostamtes übernommen. Als Unterstaatssecretair im Reichspostamt fungirt z. Z. vertretungsweise der Director der 4. Abtheilung Wittko. Bei der Vorstellung der Beamten fehlten außer dem letztgenannten auch die drei anderen Abtheilungsdirectoren, die sämmtlich z. Z. auf Urlaub sind. Unterstaatssecretair Dr. Fischer, der an einem neuralgischen Leiden erkrankt ist, hat Berlin bereits am vorigen Freitag mit sechsmonatigem Urlaub verlassen."

An Rathgebern fehlt es indessen dem neuen „General"-Postmeister trotz der Beurlaubung so vieler hoher Beamten seines Ressorts nicht. Die „Kreuzzeitung" tritt mit gewohnter Willfährigkeit in die Bresche und sagt ihrem alten Parteigenossen, wie er es anfangen müsse, um ihre Zufriedenheit — und auf diese kommt es doch vor Allem an — zu verdienen. Zuerst giebt ihm das conservative Blatt zu verstehen, daß er sich die rechten Mitarbeiter anschaffen müsse, wenn er etwa auf passiven Widerstand der Bureaukratie stoßen sollte, dann sagt es weiter:

„Außerdem wird sich General v. Podbielski nicht nur ablehnend verhalten müssen gegen die Forderungen nach Verkehrserleichterungen und Verkehrsverbilligungen, wie sie hauptsächlich von kaufmännischen und freisinnigen Kreisen erhoben werden, sondern er wird sich vielmehr veranlaßt sehen müssen, Maßnahmen in Erwägung zu ziehen, die in der Postverwaltung den finanziellen Gesichtspunkt ökonomischer zur Durchführung bringen."

Hierauf wird ferner bemerkt:

„Auch von liberaler Seite wird der Grundsatz nicht angefochten werden können, daß die Postverwaltung auf eigenen Füßen stehen muß. Ergiebt sie einen Ueberschuß, um so besser. Vorläufig ist das nicht der Fall; die Reichspostverwaltung arbeitet, wie gesagt, thatsächlich mit einem Fehlbetrage, der sich ziffernmäßig genau erst nach der Auseinandersetzung mit den Eisenbahnverwaltungen feststellen läßt. Erst wenn die wahre Finanzlage der Post klar gestellt, wenn ihre ökonomische Selbstständigkeit durchgeführt worden sein wird, wenn die Ausgaben, die sie wirklich zu bestreiten hat, einschließlich der angemessenen Entschädigung der Eisenbahnen für die Beförderung der Post, durch entsprechende Einnahmen gedeckt werden, erst dann wird man zur Erörterung der gewünschten Erleichterungen und Verbilligungen schreiten können."

Endlich führt die „Kreuzztg." aus, daß Tariferhöhungen sich nicht würden vermeiden lassen, wenn der Fehlbetrag der Reichspostverwaltung erheblich sein sollte, eine Beseitigung des Fünfzigpfennigtarifs für Packete wäre ihr sehr sympathisch, und weiter werden dann noch gewünscht eine Erhöhung des Tarifs für Eilbriefe, eine Erhöhung der Fernsprechgebühren, falls diese zur Verzinsung des veranlagten Capitals nicht ausreichen, und schließlich Ersparnisse bei den Betriebsausgaben, insbesondere durch Verminderung des höher vorgebildeten Personals. Man sieht hieraus, daß alle unter Stephan vorgebildeten Kräfte entbehrlich sind. Herr v. Podbielski weiß, wo er Rath und Unterstützung findet, aber auch Feinde, wenn er schwerhörig ist.

Daß die Suche nach einem neuen **Reichsschatzsecretair** noch immer ergebnißlos geblieben ist, obgleich Graf Posadowsky seine neuen Aemter als Staatssecretair des Innern und Vertreter des Reichskanzlers bereits angetreten hat, setzt die Sucher begreiflicherweise in einige Verlegenheit. Besonders peinlich ist es ihnen augenscheinlich, daß der hervorragende Leiter des badischen Finanzwesens, Dr. Buchenberger, sich nicht hat bereit finden lassen, Nachfolger des Grafen Posadowsky zu werden. Aus dieser Empfindung erklärt sich der Versuch, die ganze Sache so darzustellen, als habe nicht Herr Dr. Buchenberger abgelehnt, sondern sei fallen gelassen worden, nachdem sich herausgestellt, daß man sich in ihm getäuscht. Die Erzählung, die in der „Tägl. Rundschau" Aufnahme gefunden, lautet:

„Bei der Audienz, die der Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums Dr. v. Miquel und der Staatssecretair des Reichsamts des Innern und Stellvertreter des Reichskanzlers Graf Posadowsky an Bord der „Hohenzollern" in der Travemünder Bucht beim Kaiser hatten, handelte es sich in erster Linie um die Besprechung der Vorlagen, deren Vorbereitung baldigst in Angriff zu nehmen ist. An der Spitze steht hier die Reichsfinanzreform, die mit erneuter Kraft in Angriff genommen werden soll, so daß bereits für die nächste Reichstagsperiode eine bezügliche Vorlage mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist. Nun bestehen in dieser Angelegenheit zwischen Dr. v. Miquel und dem badischen Finanzminister Buchenberger, mit dem auch nach der Ablehnung des Reichsschatzsecretariats die Verhandlungen bekanntlich fortgesetzt worden, Meinungsverschiedenheiten, die nicht sowohl die Frage der Nothwendigkeit und des Umfanges der Reichsfinanzreform betreffen, als sich vielmehr auf einzelne Steuerfragen beziehen. Da Miquel nun der Vater der Reichsfinanzreform ist, so ist er naturgemäß auch nach dem Kaiser die ausschlaggebende Persönlichkeit bei der Besetzung des Reichsschatzsecretariats; daher ist es denn gekommen, daß jetzt, da die Meinungsverschiedenheiten nicht zu heben waren, die weiteren Verhandlungen mit Buchenberger endgiltig abgebrochen sind. Eine Entscheidung aber, wer nun Nachfolger Posadowsky's werden soll, ist noch nicht getroffen. Doch hält man in unterrichteten Kreisen daran fest, daß nun Präsident v. Rheinbaben, der bekanntlich vor seiner Beförderung Miquel's rechte Hand war, zu der Stelle berufen werden wird."

Nicht übel ausgedacht, aber — nach übereinstimmenden Meldungen aus Baden eben nur ausgedacht. Nach diesen in den „Hamb. Nachr." und der „Allgem. Ztg." vorliegenden Meldungen hat Herr Dr. Buchenberger die ihm wiederholt gemachten „Anerbietungen" und die an ihn ergangene „ehrenvolle Berufung" definitiv abgelehnt — aus Rücksicht auf seine Gesundheit, die er natürlich schon kannte und als Ablehnungsgrund anführte, als das erste Anerbieten an ihn gerichtet wurde. Begreiflicherweise wird man nach diesem bündigen Dementi der Abdruckgeschichte auch gegen die Angabe mißtrauisch, daß Herr v. Rheinbaben noch in Aussicht stehe. Die von anderer Seite stammende Meldung, der deutsche Botschafter v. Thielmann sei zum Reichsschatzsecretair ausersehen, klingt sehr unwahrscheinlich, da Herr v. Thielmann bekanntlich s. Z. zur Leitung der Verhandlungen wegen des deutsch-russischen Handelsvertrags berufen wurde und deshalb bei der „Kreuzzeitung" und ihrem Anhange sehr unbeliebt ist. Davon, daß Herr v. Thielmann auch „anders könne", wenn es ihm befohlen wird, hat bisher nichts verlautet.

Wie wenig in **Oesterreich** Aussicht vorhanden ist, das Bestreben der Regierung, einen Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen herbeizuführen, zu unterstützen, zeigt das Verhalten der Deutschen wie der Tschechen. Da die Regierung die Sprachenverordnung nicht zurücknehmen will, so erklären die deutsch-fortschrittlichen und deutsch-nationalen Kreise richtiger Weise den Versuch eines Ausgleichs von vornherein für verfehlt. Findet sich etwa einmal ein Deutscher, der dem Ausgleiche das Wort redet, so wird er von den Wählern oder den Parteigenossen sofort rectificirt. Statt des Beginns der Beruhigung nimmt sogar der Streik der Gemeinden gegen die Ausübung der übertragenen Verwaltung immer noch an Umfang zu. Nicht minder heftig aber sind die Tschechen gegen jeden Ausgleich, der die Lage der Deutschen irgendwie erträglich gestalten würde. Der deutsche Renegat Prinz Friedrich Schwarzenberg hat erklärt, daß die Tschechen einem Ausgleiche nur dann zustimmen könnten, wenn eine slawische Autonomie für Böhmen, Mähren und Schlesien hergestellt würde. Daß in einer solchen Autonomie das Deutschthum völlig geknebelt werden würde, versteht sich von selbst. Unter solchen Umständen können die Ausgleichsverhandlungen kaum etwas Anderes, als eine Komödie vorstellen, die wohl den Zweck haben mag, die Deutschen nachher als die stets Unzufriedenen darzustellen und dadurch sowohl den verfassungstreuen Großgrundbesitz, wie die Klerikalen, von denen doch Manchem das deutsche Gewissen etwas schlägt, von jeder Gemeinschaft mit den fortgeschrittenen Deutschen abzubringen. Der Plan ist nicht übel, denn die Deutschen haben allerdings nur dann einige Aussicht auf die erfolgreiche Durchführung ihres Kampfes, wenn alle Gruppen zusammenwirken. Die Möglichkeit dazu scheint nicht völlig ausgeschlossen zu sein. Der verfassungstreue Großgrundbesitz hat wenigstens im letzten Theile der vergangenen Session deutsche Gesinnung bewiesen. Zu einem Zusammengehen mit den Klerikalen und Christlich-Socialen aber bietet sich für die Fortschrittler und Deutschnationalen die Gelegenheit in einer Verständigung über den Ausgleich mit Ungarn. Lueger, der Führer der Christlich-Socialen, hat erst in den letzten Tagen wieder gezeigt, ein wie heftiger Gegner des Ausgleichs mit Ungarn er ist. Es ist richtig, daß der österreichische Staat schwer geschädigt wird, wenn sich nicht irgend ein Ausgleich mit Ungarn herbeiführen läßt, und es ist auch richtig, daß es dem Abgeordneten schwer fallen mag, gegen einen Ausgleich, wenn er ihm an sich zweckmäßig zu sein scheint, zu stimmen. So sehr wir aber sonst dafür eintreten, daß bei jeder politischen Frage die sachlichen Gesichtspuncte entscheidend sein sollen, so meinen wir doch, daß bei einem Kampfe um die Existenz wohl ein Recht vorhanden ist, die taktischen Gesichtspuncte über die sachlichen den Sieg davontragen zu lassen. Daß in der Nationalitätenfrage mit der österreichischen Regierung in Güte nicht auszukommen ist, hat sich zur Genüge gezeigt.

Es ist bekannt, welche Rolle Fräulein Flora Shaw, die Leiterin des colonialen Theils der „Times" in dem **südafrikanischen** Untersuchungsausschusse spielt. Ihre erste Vernehmung war ziemlich kurz. Am Freitag hat nun ihre zweite Vernehmung stattgefunden und diese ist ein wenig ausführlicher gewesen, sie hat besonders die bewußten Depeschen ans Tageslicht gebracht. Freilich auf die knappen Fragen Sir Harcourt's und Labouchère's hatte die coloniale Miß nicht eben knappe Antworten. Sie wurde weitschweifig und stellte ihre Rolle überhaupt nur als die der eifrigen Correspondentin für ihr Blatt dar. Dem Vorsitzenden gegenüber behauptete die Zeugin, daß sie dem Colonialminister niemals etwas von dem „Plane" (Rhodes') mitgetheilt habe und auch niemals von dem Colonialminister etwas über den „Plan" erfahren habe. Hinter den Worten „Chamberlain ist sicher" verberge sich nichts Geheimnißvolles. Habe er doch häufig genug seine Colonialpolitik dargelegt. Als er sein Amt angetreten habe, sei er allerdings ein Klein-Engländer gewesen. Bei dieser Aussage lachte Chamberlain herzlich. Der Vorsitzende verlas die Stelle des Telegramms vom 17. December: „Chamberlain ist sicher im Falle der Intervention der europäischen Mächte, ich habe aber besonderen Grund zu der Annahme, daß Sie sofort vorgehen müssen." „Bedeutet das, daß sie glaubten, das Colonialamt wolle augenblicklich den Plan ausgeführt wissen?" Auf diese Frage wartete die Zeugin mit einer hübschen Geschichte auf. Sie erklärte sich bereit, offen mit der Sprache herauszurücken und, um dem dummen Geschwätze ein Ende zu machen, mitzutheilen, was eigentlich bei ihrem Besuche des Colonialamtes am 17. December vorgegangen sei. Zu der Zeit wurde über einen bevorstehenden Aufstand in Transvaal in London sehr frei gesprochen. Das habe man eigentlich schon seit 1892 gethan. Auf dem Colonialamte wurde bei ihrem Besuche nun auch die hypothetische Möglichkeit eines solchen Aufstandes bei ihrer Unterredung mit dem Unterstaatssecretair Fairfield in Erwägung gezogen. Die Depeschen haben geschichtlichen Werth und deshalb mögen sie hergesetzt sein. Die Telegrammadresse Rhodes' ist Beldschoen, die der Shaw ist Telamones.

An Beldschoen (Cecil Rhodes), Capstadt.
Den 10. December 1895.

Können Sie mittheilen, wann Sie mit Ihren Plänen beginnen werden? Wir wünschen sobald wie möglich verfügbare Anweisungen an die Vertreter der Londoner „Times" in den europäischen Hauptstädten zu senden. Es ist höchst wichtig, deren Einfluß zu Ihren Gunsten zu benutzen. Flora Shaw.

An Beldschoen, Capstadt.
Den 12. December 1895.

Verzug gefährlich, Sympathie jetzt vollständig, wird aber sehr abhängen von Action, ehe europäische Mächte Zeit haben, Protest zu erheben, der, da die europäische Lage für gefährlich gehalten wird, die Regierung ernstlich lähmen könnte. Allgemeine Stimmung auf dem Fondsmarkt sehr verdächtig. Flora Shaw.

Feuilleton.

Nanny Trauner.

12] Roman von C. Schroeder.
Nachdruck verboten.

Die Situation war für mich so demüthigend wie nur möglich. Erst machte ich nur, daß ich wieder auf die Füße kam, dann entgegnete ich mit so viel Würde, wie ich zusammenraffen konnte:

„Nein, mein Herr, aber den Kopf hatte ich verloren. Nachdem ich drüben am Parkgitter so halb und halb Zeugin eines Mordanfalles gewesen —"

„Zeugin?" unterbrach er mich verwundert.

„Nun, ich war wenigstens nahe genug, um den Wortwechsel der Liebenden theilweise zu hören."

„Der Liebenden!" wiederholte er mit unbeschreiblichem Sarkasmus. „Der Liebenden!"

Er hatte eine Art und Weise, meine Worte anzuzweifeln, die mir das Blut zu Kopfe trieb.

„Sie mögen mir nun Glauben schenken oder nicht, mein Herr", beharrte ich hitzig, „aber es handelt sich hier um zwei Liebende, die sich entzweit hatten. Sie beschwerte ihre Unschuld, er jedoch — der Grausame, Hartherzige! — war nicht zu überzeugen. Er verhöhnte, verlachte sie und feuerte endlich eine Kugel auf sie ab!"

„Was Sie sagen! Feuerte eine Kugel? Er — der Hartherzige? Hm! Wenn er sie dann nur nicht todtgeschossen hat!"

„Um Gotteswillen!" rief ich außer mir. „Sie glauben es?"

„Nein", entgegnete er mit einem harten Auflachen, „ich glaube, daß diese Art überhaupt nicht todtzuschießen ist. Sie weiß sich immer zu rechter Zeit zu ducken und davon zu winden."

Seine Manier empörte mich, seine Worte waren mir ganz unverständlich.

„Soll das heißen", fragte ich ungeduldig, „daß der Schuß fehlging".

„Es soll vor allen Dingen heißen", antwortete er, „daß Ihr armes Opfer mit heiler Haut davonkam."

„Sie sahen es?"

„Mit eigenen Augen. Wie ein gescheuchtes Reh flog sie dahin — um im Romanstil zu reden."

Wieder jenes harte Auflachen, dann — wie mir's schien — ein plötzliches Zusammenzucken seines Körpers. Nach secundenlanger Pause bemerkte er in etwas gepreßtem Ton:

„Es wäre wohl an der Zeit, heimzukehren, meinen Sie nicht? — Wohin darf ich Sie begleiten?"

„Ich will Sie nicht bemühen, mein Herr", entgegnete ich kühl. „Bis zur Oberförsterei ist's nicht weit."

Sein Kopf fuhr herum, seine Augen suchten in dem matten Licht meine Züge zu erkennen.

„Ich glaube gar", stieß er hervor, „Sie sind des Oberförsters Nichte?"

„Wäre das etwas Erstaunliches?" fragte ich.

„Allerdings", nickte er. „Als ich vorhin an der Oberförsterei vorüberging, trat gerade der alte Herr aus seiner Hausthür. „Halt!" sagte ich mir, „der Prachtgestalt bist du schon einmal begegnet!" Im Geiste sah ich ihn dann im vorigen Winter auf dem Heilbronner Bahnhof seine Nichte in Empfang nehmen. Mit dieser Nichte aber hatte ich während, oder besser nach einem Eisenbahnunfall Bekanntschaft gemacht und —"

„Ist's möglich?" rief ich aus, „Sie — Sie wären —"

„Ihr Leidensgefährte von damals."

„Wunderbar!" murmelte ich, denn wunderbar war es — erstens, daß mir seine Stimme nicht gleich zu denken gegeben hatte und zweitens, daß sich aus einem liebenswürdigen in so kurzer Zeit ein grober Mensch entwickelt hatte.

Er schwieg, ich schwieg — bis ich in der Ferne die erleuchteten Fenster meines Heims blinken sah. Da erst merkte ich, daß ich so ganz in Gedanken neben ihm hergeschritten war.

„Schade!" rief ich stehenbleibend. „Nun habe ich Sie doch von Ihrem Wege abgebracht."

„Kommen Sie nur?" bat er. „Der Wald ist heute Nacht kein Aufenthalt für einsame Damen." Dann, als ich noch zögerte, in treuherzigem Ton: „Gehen Sie doch nicht gar so streng ins Gericht mit einem armen Sünder! Es ist ja leider Gottes wahr, ich bin ein abscheulich heftiger Patron, vorhin aber, müssen Sie wissen, hatte ich den Schurken gerade am Rockzipfel gefaßt, als Sie —"

„Mein Herr", fiel ich ihm tief beschämt in die Rede, „ich glaube, ich habe Ihnen noch mit keinem Wort dafür gedankt, daß Sie mich vor einem Sturz ins Wasser bewahrten!" Damit haschte ich nach seiner Hand — es war merkwürdigerweise die linke, die er mir gab.

Nun gingen wir wieder — stumm und sehr langsam, immer langsamer, schien mirs, je näher wir dem Hause kamen. Einmal war es, als strauchle sein Fuß. Da stand er still und schöpfte tief Athem. Im selben Moment fuhr raschelte es laut im Gebüsch und ich in meiner Feigheit drängte mich ganz an seine Seite.

„Irgend ein aufgescheuchtes Thier!" wollte er mich beruhigen. Da raschelte es wieder und ohne zu wissen, was ich that, umklammerte ich seinen Arm. Der aber zuckte so heftig unter meiner Berührung, daß ich ihn blitzschnell wieder fahren ließ.

„Ich habe Ihnen doch nicht weh gethan?" fragte ich, als ringsum Alles wieder still geworden war, beschämt und verwundert zugleich.

Er bewegte den Kopf verneinend.

Bald darauf waren wir angelangt. Ein blasser Lichtschein drang aus dem Küchenfenster in den Baumschatten, in dem wir uns trennten. Seine Züge vermochte ich nicht zu erkennen, doch ich sah, daß er die linke Hand hob, den Hut zu lüften, sie aber unverrichteter Sache wieder sinken ließ. Auf meinen hastig hervorgestammelten Dank erwiderte er in kaum hörbarem Ton etwas Unverständliches. Als ich mich in der Hausthür noch einmal zurückwandte, stand er gegen einen Baumstamm gelehnt. „Soll ich ihn auffordere, einzutreten?" fuhr es mir durch den Sinn. Allein ich that es nicht, eine plötzliche Scheu, die mir sein Wesen einflößte, hielt mich davon zurück.

Susanne hantierte mit vielem Geräusch unter ihren Töpfen und Pfannen — ein Zeichen, daß sie ärgerlich war.

„Sieh da, das gnädige Fräulein!" warf sie spöttisch über die Schulter, als sie mich kommen hörte (wenn sie mir diesen Titel giebt, so ist sie sehr ärgerlich). „Eine nette Wirthschaft das", fuhr sie fort und hielt, statt mich anzusehen, der unglücklichen kleinen Christl, die sie „anlernt", einen schlechtgewaschenen Teller unter die Nase. „Seit einer geschlagenen Stunde steht das Abendessen fertig, aber Herr Oberförster und Fräulein Nichte ziehen es vor, im Wald herumzulaufen, der eine, um einen Wilddieb abzufassen, den er doch nicht sehen kann, die andere, um sich im Dunkeln todtschießen zu lassen."

Damit drehte sie sich um und stieß einen Schrei aus, daß Christl wohl einen Fuß hoch sprang und den Teller auf den Steinfliesen in Stücke klappern ließ.

„O Du mein Herr und Heiland!" jammerte Susanne, auf mich zustürzend und mich in ihre Arme schließend. „So sündhaft fluche ich's in den Wind und nun ist's wirklich wahr! Der Schurke, der Teufel — wenn ich ihn hier hätte. — Schmerzt's arg, Fräulein Nannychen? Kommen Sie — lassen Sie mich sehen! Nur keine Angst, Kindchen, ich thue Ihnen ja nicht weh!"

Ihr Gebahren flößte mir wirklich Angst ein und als sie jetzt gar Miene machte, mir das Kleid zu lüfen, riß ich mich heftig los.

„Um Gotteswillen, Susanne!" stieß ich hervor. „Was fällt Ihnen ein? Ich —" Hier fiel mein Blick auf den linken Aermel meines hellen Cattunkleides und nun schrie ich selber laut auf, denn — er war über und über mit Blut befleckt!

Entsetzt, fassungslos stand ich einen Moment, dann wie mit einem Schlage ward es mir klar, wen die mörderische Kugel im Walde getroffen, warum des Malers Arm gezuckt hatte und ich sah einen edlen, selbstlosen Menschen irgendwo am Wege sein Leben ausströmen; denn er war so schwach und erschöpft, daß er beim Abschied kaum eines Wortes, kaum einer Bewegung mehr fähig gewesen war, wie sollte er sein Haus noch erreichen?

Daß ich aus der Küche stürzte, dem Onkel, der eben heimkehrte, die Sache klar machte, daß wir in den Wald eilten, der Knecht mit der großen Laterne voran, daß wir den Maler suchten, das Suchen aufgaben — nochmals suchten und fanden, blutüberströmt, besinnungslos im Grase, daß sie ihn in unser Haus trugen und auf das große Bett im Fremdenzimmer legten — geschah Alles im Laufe einer halben Stunde. Dann fuhr der Onkel nach dem Arzt.

Nun ist er leider noch immer nicht zurück. Hundert Mal habe ich Räder rollen hören und hundert Mal ist es Ohrentäuschung gewesen.

Eben steckt Susanne den Kopf zur Thür herein und meint, wenn ich nicht endlich schlafen ginge, so würde ich auch krank und sie habe mit der Pflege eines Patienten zur Zeit genug zu thun.

Ich antwortete ihr: „Schlafen gehen ist ein Ding, Susanne, aber schlafen ein anderes!"

Ach! wenn es doch erst Morgen wäre!"

10. Capitel.

Als der Morgen trübselig geschlichen kam, fand er Nanny Trauner sanft athmend zwischen ihren Kissen, als er den letzten Versuch, sich zur Sonnenklarheit durchzuringen, verzweifelnd aufgegeben hatte, schlug sie die Augen auf. Grau hingen die Wolken, tief und schwer — unendlichen Regen

SLUB
Wir führen Wissen.